

Büchertisch

In dieser Rubrik weisen wir auf mehr oder weniger aktuelle Neuerscheinungen hin und hoffen damit, unsern Leserinnen und Lesern Anregung zu geben.

Ulla Hahn

Aufbruch

Roman. DVA, München 2009, 587 Seiten.

Pierre Bourdieu hätte an diesem Buch Freude gehabt. Selten ist besser beschrieben worden, mit welch subtilen Zeichen, Gesten, Mechanismen «die oben» sich von «denen unten» abgrenzen. Da sind die Mitschülerinnen und Lehrer am Gymnasium, die der Hauptprotagonistin Hilla Palm, dem «Kenk vun nem Prolete» (dem Kind eines Proleten), mit jedem Atemzug zu verstehen geben, dass sie eigentlich nicht dazu gehört. Da ist der Verehrer aus gutem Hause, der aus Hilla endlich eine präsentable Frau machen will. Und da sind später die Kommilitonen und Kommilitoninnen, die absichtslos, allein durch ihren Habitus signalisieren, dass Hilla ein Eindringling ist. «Sie gehörten hierher. Schufen um sich herum eine Atmosphäre der Unantastbarkeit. Sie hatten ihren Platz, den ich mir erst erobern musste. Sie waren da. Ich drang ein. Sprechen, essen und trinken, gehen und stehen wie die anderen konnte ich mir beibringen. Doch diese Selbstsicherheit, dieses Selbstvertrauen, die selbstverständliche Lässigkeit und beiläufige Lebensgewissheit, die waren nicht zu lernen.» «Aufbruch» von Ulla Hahn ist ein Roman mit autobiographischen Zügen. Es ist die Geschichte eines schwierigen Aufstiegs, eines Aufstiegs aus weiblicher Sicht, und es ist zudem ein stimmiges Stück Zeitgeschichte der Adenauer-Ära, Alltagsgeschichte von ungewöhnlicher Qualität. Ob es nun um die Eröffnung des ersten Supermarktes in Ullas Heimatdorf geht oder um das gemeinsame Kleiderbestellen aus dem lange erwarteten Katalog, Ulla Hahn ana-

lysiert, beschreibt genau, mit viel Sinn fürs Detail und mit Witz. Manchmal allerdings hat das Buch einige Längen, aber die vielen brillanten Passagen machen es äusserst lesenswert. (so)

Denis Johnson

Ein gerader Rauch

Roman. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 2008, 880 Seiten.

Es beginnt 1963 auf einem amerikanischen Stützpunkt auf den Philippinen am Tag der Ermordung John F. Kennedys. Der 18jährige William Houston jun., Schiffsjunge der Navy, streift, noch benommen vom Saufgelage des Vorabends, mit einem geborgten Gewehr durch den Dschungel. Erschreckt von einer Bewegung schiesst er und trifft einen kleinen Affen. Er hebt das noch lebende Tier auf und sieht, dass der Affe weint und kurz darauf in seinen Händen stirbt. Diese Ouvertüre führt hinein in einen Roman, der die amerikanischen Verstrickungen in die politischen Dramen Südostasiens in den 1960er Jahren vor Augen führt. Personen, Handlungsstränge und Schauplätze geraten wechselnd ins Blickfeld der Erzählung, die sich über zwanzig Jahre erstreckt. Es ist nicht leicht, den Überblick zu behalten. Der Duktus ist häufig gebrochen und verläuft in Sprüngen; die Querbezüge zwischen den Strängen sind mehr zu ahnen als zu durchschauen; die Figuren bleiben zumeist rätselhaft, wenn nicht sogar abweisend; Identifikationen sind verwehrt. Johnson verarbeitet all das, was die Chiffre Vietnamkrieg umfasst und noch immer auf den USA und der Welt lastet, in einer schonungslos wirklich-

keitsnahen Handlung. Auch in der Diktion ist ständig die lauernde Bedrohung präsent, und selbst im abrupten Wechsel der Szenerien ahnt man die rohe Wirklichkeit, in der ein Leben nichts zählt. Johnson entwickelt keine politische Theorie. Er fragt nicht einmal, ob der Krieg als ganzer notwendig und die jeweilige militärische Aktion klug gewesen sei. Selbst das Handeln und sich treiben lassen der Figuren steht nicht im Zentrum. Diesen Autor interessiert, was die Menschen sind in einer aus den Fugen geratenen Welt. Er lotet Verlorenheit aus, registriert beschädigte Menschlichkeit – und sieht darin beides, das Zerstörte und das Menschliche. Mehrfach zieht Johnson biblische Referenzen als Koordinatennetze in seinen Erzählkosmos ein. In einem gottverlassenen Kaff hält der vor Jahrzehnten dort hängen gebliebene amerikanische Priester eine aus Erinnerungen, Schuldbekennnissen und Visionen krud zusammengeschusterte Predigt, in der die gleichzeitig mit Jesus gekreuzigten Verbrecher vorkommen. Einer von ihnen bat Jesus um seine Fürsprache und bekam Erlösung zugesagt, der andere nicht. Hierzu der Priester: «Ich glaube wirklich, dass wir einer von beiden sein müssen.» Eine andere Rolle als die eines verurteilten Schuldigen sieht er für niemanden. Seine Frage ist, ob es Erlösung gibt. (um)

Ingeborg Rotach

säntis – zweites Leben

Kranich-Verlag, Zollikon 2009, 102 Seiten.

Selbstgespräche, so nennt Ingeborg Rotach an einer Stelle ihr Erinnerungsbuch «säntis – zweites Leben». Bewegend aber an diesen Erinnerungen: Die Autorin erzählt sie nicht sich selbst, sondern ihrem Mann. Zuerst in der Hoffnung, ihn aus dem Koma zurück ins Leben holen zu können. «Weisst du noch?... Erinnerst du dich?» Dann, als dies nicht gelingt, wird die Vergewärtigung des gemeinsamen Lebens zu einem Buch des Ge-

denkens, zur Transformation von Abschied und Trauer in Erinnerung. Nun sind es Selbstgespräche in Anredeform, in denen der im Koma abwesende Mann auf eine neue Weise gegenwärtig, lebendig wird.

Ein bewegendes Buch, gerade deshalb, weil jede Spur von Sentimentalität fehlt, weil alle Kraft in die genaue Beschreibung jenes «zweiten Lebens» geht, welches sich in der Nähe des Säntis abspielte, ein freies Leben neben dem Berufs- und Alltagsleben in der Region Zürich. Erinnerungen als eine liebevolle Spurensuche im westlichen Teil des Kantons Appenzell Ausserrhoden, der Gegend, aus der ihr Mann ursprünglich stammte, wohin die Hochzeitsreise und dann unzählige Ferientage mit den gemeinsamen Kindern führten. Ingeborg Rotach beschreibt ihr Heimischwerden in der Landschaft ihres Mannes, sie sucht die Erinnerungsfäden, aus denen die Textur des gemeinsamen Lebens gewoben ist. Ankerpunkt dieser Erinnerungen ist der «Sitz», so heisst das kleine Haus, von dem aus man stets einen freien Blick auf den Alpstein und dessen wechselnde Stimmungen, Farben, Lichtverhältnisse hat. Es entsteht ein nuanciertes Bild jener Gegend mit ihren eigensinnigen Menschen, und man freut sich darüber, dass die Autorin damit leise einen Zug von Eigensinnigkeit an ihrem Mann feiert. Für mich sind diese Erinnerungen auch eine Art Hohelied auf die Ehe, ohne alles peinlich Prinzipielle, sondern ganz schlicht und ganz konkret im Gedenken an jenen Menschen, mit dem die Autorin noch nach dessen Tod im stillen, höchst lebendigen Gespräch ist – ein «zweites Leben». (np)

Zygmunt Bauman

Verworfenes Leben

Die Ausgegrenzten der Moderne, Hamburger Edition, Hamburg 2005, 196 Seiten.

Der polnisch-britische Soziologe und Philosoph Zygmunt Bauman hat wohl wie kaum

ein anderer die Ambivalenz der Moderne ausgelotet. Zum Europäischen Jahr der Bekämpfung von Armut und sozialer Ausgrenzung, das 2010 begangen wird, ist die Lektüre dieses noch immer aktuellen Buches sehr zu empfehlen. Wie Bauman bereits in seinem Buch *Dialektik der Ordnung* gezeigt hat, sind die Schrecknisse der Moderne – insbesondere der Holocaust – letztlich Konsequenzen des modernen Denkens. Diesem Argumentationsstrang bleibt Bauman auch im vorliegenden Buch treu. Seine These lautet: Eine stetig reicher werdende Erste Welt generiert nicht nur materiellen Überfluss, sondern gleichzeitig überflüssige Menschen. Auch wenn Baumans Theorie der Moderne einige unzulässige polemische Zuspitzungen enthalten mag und die Kraft der Metaphern die soziologische Feinanalyse manchmal überlagert, bringt der Autor doch sehr scharfsichtig die Exklusionstendenzen in der globalisierten Welt auf den Punkt. Die Kinder der Migranten in den öden Vorstädten, die Menschen in den Flüchtlingslagern und die Langzeitarbeitslosen haben kaum eine Chance, als «industrielle Reservearmee» (Marx) eingesetzt zu werden, sondern sind schlichtweg «überflüssig». Sie werden zu «Wegwerfartikeln» und «Abfall». Die Ausgegrenzten der Moderne werden mehr und mehr zu «nutzlosen», sozial heimatlosen Almosenempfängern, denen man zudem Eigenschaften wie Faulheit und Kriminalität zuschreibt. Die Schutzfunktion des Sozialstaates wird auf immer kleinere Gruppen eingeschränkt. «Die Unfähigkeit, sich am Spiel des Marktes zu beteiligen, wird zunehmend kriminalisiert» (S.75) Der Mechanismus der Exklusion erzeugt fortwährend «offizielle Furcht» vor den Ausgeschlossenen und vor dem eigenen Ausschluss. Die Produktion von Furcht ist eine Quelle der Macht und schafft ein Klima «allumfassenden Misstrauens», das den sozialen Kitt auflöst. Jeden und jede kann die Exklusion ereilen. Bauman weitet seine Analyse auf die symbolische Ebene aus und bezeichnet unsere Kultur als «Kul-

tur des Abfalls», die für ihn nicht zuletzt – und hier wird die Argumentation theologisch – mit der Entsorgung der Kategorie der Ewigkeit zu tun hat. Die Sprache Baumans mag auf den ersten Blick zynisch erscheinen, aber sie öffnet die Augen für reale Verhältnisse. Baumans Buch steht so in der europäischen Tradition der Aufklärung. (tb)

Matteo Terzaghi/Marco Zürcher

**The Tower Bridge ed altri racconti fotografici
Che ci faccio qui?**

Beide Bändchen: Edizioni Periferia, Lucerna/Poschiavo 2009. Mit deutscher, französischer und englischer Übersetzung, 81 bzw. 40 Seiten.

«Al passaggio della cometa» – hiess der Beitrag der beiden Tessiner Künstler für unser Stichwort «Das Neue» im Dezember 2006. Wer ihn aufmerksam betrachtete, geriet unversehens in eine beinahe biblisch-adventliche Stimmung. Dabei kombinierte er doch nur belanglose Albumfotos mit kleinen Erzählfragmenten. Aber eben gerade darin liegt die Kunst seiner Autoren, triviales Material in Zusammenhänge zu rücken, die ihre Herkunft weit übersteigen. Ihrem Reformatio-Beitrag begegnet man nun wieder in der schön ausgestatteten Sammlung fotografischer Erzählungen, die das Verfahren auf je eigene Art variieren. Sind Terzaghi und Zürcher nun bildende Künstler, die sich des Textes bedienen, oder nicht eher Schriftsteller, die eine nur andeutungsweise erzählte Geschichte mit ebenso nur andeutenden, thematisch locker verknüpften Fotografien fortspinnen und sie mit einer Fülle unausgesprochener Assoziationen anreichern? «Non c'è memoria senza fantasma» hiess die Ausstellung, zu der «Tower Bridge» erschienen ist. Im Vorwort bemerken Terzaghi und Zürcher so knapp wie aufschlussreich: «Ein Philosoph hat geschrieben, dass Bilder von körperlichen Gegenständen erzeugt werden,

mittels Empfindungen, und dass sie, einmal empfangen, beliebig, wie es dem Denken gefällt, neu zusammengesetzt werden können.» Diesen Prozess fortlaufend neuer Zusammensetzung provozieren die beiden Künstler manchmal allein mit einem Titel. So überschreiben sie eine vermeintlich belanglose Bilderfolge von Flugzeugen, Booten und Häusern mit «Odysseus kehrt nach Hause zurück» und überlassen es der Einbildungskraft des Betrachters, die Erzählung auszuspinnen. Dieses Prinzip wird im zweiten Bändchen konsequent durchgeführt. «Que faccio qui?» ist eine Folge verschiedenster Landschafts- und Architekturbilder, auf denen jedes Mal irgendwo eine kleine menschliche Figur zu entdecken ist. «Was tu ich hier?» – tatsächlich: eine gute Frage. (hl)

Knut Hamsun

Hunger

Roman. Aus dem Norwegischen von J. Sandmeier und S. Angermann. Deutscher Taschenbuch Verlag, München 2009, 365 S. (Grossdruck).

Munchs «Angst» auf dem Titelbild könnte falsche Vorstellungen wecken, denn «Hunger» geht zwar an die Grenze des Erträglichen, ist aber ganz frei von nordischer Schwere; auch Zivilisationskritik und Bauern-Lob, die man gern mit Hamsun in Verbindung bring («Segen der Erde», «Pan»), sind hier kein Thema. Dieses Jahr wurde des 150. Geburtstags des Dichters gedacht, natürlich blieb auch sein Kniefall vor Hitler nicht unerwähnt. «Hunger», 1890 erschienen, ist davon unbehelligt, hier lesen wir ein unglaublich modernes Buch, das an Chaplin, Walser, Beckett gemahnt. Kein konventioneller Roman, sondern locker aneinander gereichte Befindlichkeiten eines Hunger-Künstlers, der sich durch die Strassen von Kristiania (Oslo) treiben lässt, an einem Holzsplitter oder Knochen nagend. Die Weste und selbst die

Knöpfe des Hemds trägt er zum Pfandleiher. Selten einmal drückt ihm «sein» Redaktor für ein wirres, auf kalter Parkbank aus den Fingern gesogenes Feuilleton gnädig ein paar Kronen in die Hand. Hamsun, der selber in Kristiania Hunger litt, vermeidet naturalistische Elends-Schilderung ebenso wie das Cliché der Künstler-Bohème. Ihn interessiert vielmehr die genaue Wahrnehmung des psycho-physischen Extremzustands, wenn die Sinne höchste Empfindlichkeit erlangen. Beklommen und fasziniert zugleich beobachtet das Ich die Veränderungen an Körper, Seele und Verstand, das Nahen des Wahnsinns. Während dem Subjekt die Kontrolle entgleitet, beginnen die Dinge sich auf verblüffende Art umzuordnen. Der Hunger verändert, wie je eine Droge, die Wahrnehmung und setzt närrische Einfälle frei, die mit dem bürgerlichen Wohlanstand zusammenprallen. Die Kommunikation mit Passanten, Marktfrauen, Vermieterinnen, mit einem geheimnisvoll flanierenden Mädchen gestaltet sich zu Szenen unheimlich komischer, ja absurder Poesie. Die überraschendsten Verwirrungen ergeben sich, wenn der Verhungernde aus trotzigem Stolz die Hilfe, die ihm manchmal der Zufall zuspießt, nicht annimmt oder sich und andern vormacht, sie gar nicht nötig zu haben oder ihrer nicht würdig zu sein. Hamsun lässt sein Hunger-Ich aus unmittelbarer Nähe und gleichzeitig schwebender Distanz sprechen – das macht die Lektüre zu einem sowohl schockierenden wie artistischen Erlebnis. Erstaunlich, dass die Übersetzung, die auf 1958 bzw. sogar auf 1917 zurückgeht, trotz gelegentlichem «Schutzmann» frischer wirkt als die aktuellere von Siegfried Weibel, die der clausen Verlag für seine Neuausgabe von «Hunger» (mit Nachwort von Daniel Kehlmann) ausgewählt hat. (as)